

Predigt, Universitätsgottesdienst, 5. November 2017

Lied vor der Predigt: O Durchbrecher aller Bande (eG 388)

Gnade und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Schwestern und Brüder, es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass der Predigttext des heutigen „Mittelbaugottesdienstes“ von Vätern und Müttern, von Söhnen und Töchtern handelt, hat sich doch im deutschen Wissenschaftsbetrieb eine Familienmetaphorik festigen können, die im internationalen Vergleich einzigartig ist und von der Wissenschaftstheoretiker gar nicht mit Sicherheit sagen können, wann und unter welchen Bedingungen sie entstanden ist: Wir reden von Doktorvätern und Doktormüttern, vielleicht auch von Doktorsöhnen und -töchtern, und ich persönlich spreche auch gerne davon, mit Doktorschwester und Doktorbruder „gesegnet“ zu sein. Der Familienidylle möchte ich nun freilich nicht allzu lang das Wort reden, zum Einen, weil wir wissen, dass es in jeder Familie knatschen kann, zum Anderen, weil uns der heutige Predigttext – ein Auszug aus der Aussendungsrede nach Matthäus – wenig Anlass dazu gibt. Jesus spricht Matthäus am Zehnten:

Mt 10,34 Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. 35 Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter. 36 Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. 37 Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. 38 Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. 39 Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.

Liebe Schwestern und Brüder,

Ich glaube, unser Text zeugt von einer bemerkenswerten Paradoxie: Jesus zeigt, wie schwierig die Nachfolge sein kann, weil er Bindungen in Frage stellt, die wir für naturgegeben, sakral oder alternativlos halten und für gewöhnlich nicht in Frage stellen. Aber: Er zeigt uns auch, dass Mut und Entschlossenheit zur Nachfolge, Mut zum Streit mit den Vätern und Müttern, den Söhnen und Töchtern ihren Ursprung nicht in uns selbst haben. Zum Streit und zur Entzweiung entscheiden wir uns nicht freimütig, sondern – so die Ankündigung des Evangelisten – die Entzweiung, der Streit stellt sich notwendigerweise ein, *wo Jesus kommt*.

Ich möchte drei Gedanken mit euch meditieren, die mir bei diesen martialischen Worten Jesu in den Sinn gekommen sind.

Aufs Erste erscheint es doch ganz und gar übertrieben, dass Jesus hier die Familie ins Spiel bringt. Jesus beginnt mit Frieden und Schwert, endet mit dem Finden und Verlieren des Lebens, und dazwischen nimmt er die Familienbeziehungen und die Liebe zu den Eltern und Kindern in den Blick. Was haben denn Schwert und Unfrieden, was haben denn Kreuzesnachfolge und das Verlieren des Lebens mit der Familie zu tun? In der Bibel wird das Zertrümmern der Familienbande eindrücklich und in den unterschiedlichsten Facetten durchgespielt: Mord und Totschlag treten spätestens mit Kains Untat in die Mitte der Familie, innerfamiliäre Kabale (und Liebe) stehen uns in den Königs- und Hofgeschichten des Alten Testaments allerorten vor Augen, beim Evangelisten Lukas lässt sich der Sohn das Erbe auszahlen und macht sich davon, bevor er reumütig zurückkehrt und dem Vater

bekennt: „Ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir.“ Das Zerreißen der Familienbande wird uns in der Bibel, ja überall in der Antike als größtmögliches Sakrileg vor Augen gestellt. Dabei leuchtet die Unantastbarkeit, die fast sakrale Bedeutsamkeit der Familie ja unmittelbar ein: Die Familie gewährt dem Individuum Schutz, sie kompensiert – auf ganz materieller Ebene – Ressourcenknappheit, garantiert aber auch die Teilhabe an einem überindividuellen Fortleben. Sie stemmt sich gegen die allmächtige Zeit, gegen das Vergessen-Werden: Die Familie lebt in der nächsten Generation weiter, ihr Name wird weiter getragen – sie garantiert das Überleben des Individuums jenseits der eigenen Lebensgrenzen. Sie beschirmt das Individuum vor einer schnelllebigen, unüberblickbaren, bewegten Welt. Wenn Jesus davon spricht, dass sein Kommen Familien entzweit, und nahelegt, dass das Verlieren des Lebens etwas mit dem Verlieren der Familienbindung zu tun hat, spüren wir diesem Ethos, dieser unbedingten Familientreue, dieser überindividuell garantierten Vitalität noch nach.

Liebe Schwestern und Brüder, viele von Euch sind Doktormütter und -väter, Doktorsöhne und -töchter oder Doktorgeschwister, viele von Euch arbeiten in Seminaren oder Gremien unserer Fakultät. Der Sprung aus dem Text in unsere akademische Familienmetaphorik liegt gar nicht so fern. Jeder und jede von euch, der sich auch nur im Vorübergehen, mit universitären Arbeitsstrukturen, Stellenausschreibungen, Berufungskommissionen, Universitätsfinanzen und Gremienarbeit auseinandergesetzt hat, weiß genau, was Ressourcenknappheit bedeutet. Da scheint es durchaus sinnvoll, die Arbeit wie in einem gut geführten *Oikos* zu verteilen – der Kopierauftrag landet beim Doktorsohn, die Bibliotheksarbeiten bei der Doktortochter. Die wiederum geben beides gleich an die nächste Generation weiter, die studentischen Hilfskräfte oder aber an die Sekretäre und Sekretärinnen. Und so ergibt sich in einer rauen Welt von Zahlen, Berufungsmitteln, Bibliotheksgeldern, in einer ständigen Situation der Knappheit von Kapazitäten und Zeit ein organisches Miteinander – weil ja alle im gleichen Boot sitzen, das eine heißt Kirchengeschichte, das andere Altes Testament. Schon der wirtschaftliche Mangel, die Not rechtfertigt die Familienmetapher in unserer akademischen Welt – aber noch viel mehr: Wir alle stehen in einer langen Generationenkette von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, von denen wir lernen oder gelernt haben, von denen wir profitieren. Und wie gerne geben wir das, was wir erlernt, was wir erforscht und geschaffen haben, an die nächste Generation weiter, stemmen uns gegen die allmächtige Zeit, leben in den Nachkommen fort. Theologie ist immer „*theologia viatorum*“, Theologie von Wanderern auf einem langen Weg. Die meisten von uns sind, was sie sind, nicht aus sich selbst heraus, sondern weil sie von anderen Menschen entdeckt und gefördert, dazu berufen wurden. Dafür sollten wir dankbar sein – und Luthers treffliche, nahezu entmythologisierende Auslegung des vierten Gebots, die das Ehren der Eltern auf alle ausweitet, denen wir – in welchem Bereich auch immer – das Gelingen unseres Lebens verdanken, schließt deswegen notwendiger Weise auch unsere akademischen Zieheltern mit ein.

Aber ich schweife ab, für Dankbarkeit ist angesichts unseres Textes keine Zeit, denn Jesus setzt ja gerade nicht zum Lob der Familie an, sondern prognostiziert eine tiefe Zerrüttung dieses heiligen Bundes. Ich möchte jetzt – zum Zweiten – fragen, was mit der Entzweigung, die Jesus hier anspricht, eigentlich gemeint ist. Zweifelsohne sind die Evangelien voll von Abschieds- und Aufbruchgeschichten. Manch ein Jünger verlässt die Familie, manch einer nimmt gleich noch seinen Bruder mit. Doch ich glaube, es geht Jesus hier nicht nur um die Diskussion zwischen Eltern und Kindern am heimeligen Küchentisch oder Herdfeuer: Der

Streit mit den Eltern und den Kindern reicht weiter, sprengt Zeit und Raum – und den Rahmen unseres Textes. Jesu Worte über die Familie sind so allgemein und plakativ gehalten, so bewusst wegführend von jeder konkreten Abschieds- oder Streitszene, dass sie beim Leser unmittelbare Vorstellungen der Eltern und Kinder hervorrufen, ja die Eltern und Kinder im Akt des Lesens vergegenwärtigen. Dass der Apfel nicht weit vom Stamm fällt und dass es subtile Abhängigkeiten der Kinder von den Vätern und Müttern, aber auch der Eltern von den Kindern gibt, zeigt sich in der Bibel im Guten wie im Schlechten, ebenso zeigt sich, dass zwischen dem Fehl- oder Wohlverhalten der Kinder und Eltern Gott wohl zu unterscheiden weiß: „Die Väter essen saure Trauben und den Söhnen werden die Zähne stumpf?“ Die Väter dienen auch als Symbolgestalten für die religiösen Traditionen, die Konstituenten des Volkes Israel. Und auch wenn dies zu fatalen Missdeutungen und mitunter verqueren Dogmen geführt hat, lautet eine der grundlegenden Prämissen des Paulus, dass, was der Mensch hervorbringt, determiniert ist durch eine Macht, die sich vor tausend Generationen zum ersten Mal Geltung verschafft hat – freilich weiß der Apostel dies nur negativ zuzuspitzen: Wir sündigen, weil unser Vater Adam gesündigt hat. Neutraler wäre es, zu sagen: Was wir sind und tun, liegt auch daran, woher wir kommen, wen wir zu unseren Eltern haben. Ich möchte dies nicht übergebührlich psychoanalytisch traktieren, aber unsere Gedanken, die sich einander verklagen und freisprechen, sind auch Echos unserer Väter und Mütter, unserer Ahnen, mit denen wir in Konflikt geraten können, wenn Jesus kommt.

Ich habe mich gefragt, ob wir hier unsere akademische Familienmetapher weiterdenken und vielleicht zur Allegorie ausbauen dürfen. Ich behaupte immer recht vollmundig, dass das theologische Schulwesen heute nicht mehr so konturiert ist wie noch vor dreißig oder vierzig Jahren, auch wenn meine exegetischen Kollegen mich dahingehend immer wieder korrigieren möchten. Ich bin kürzlich über Erasmus' Schrift *Querela Pacis* von 1517 gestolpert. Enttäuscht von den kriegslüsternen Fürsten Europas lässt der Humanist den Frieden, die göttliche Eirene, eine herzzerreißende Klage anstimmen: Sie durchstreift die ganze Welt, das ganze Corpus Christianorum auf der Suche nach einer Heimstatt. Sie sucht Städte auf, die Fürstenhöfe, die Ordensgemeinschaften und Priesterkollegien. Dann versucht sie es bei den Theologen, doch oh Weh! Hier ist der Streit am lautesten, auch hier treibt die Eris ihr Unwesen: „Mit dem Thomisten bekämpft sich der Scotist, mit dem Realisten der Nominalist, mit dem Peripatetiker der Platoniker, in dem Maße, dass sie in den wirklich geringfügigsten Dingen nicht untereinander übereinkommen und oftmals über die Wolle der Ziegen abscheulich hitzig streiten, so lange, bis der Eifer des Streitgesprächs sich von der Argumentation zur Schmähung, von der Schmähung zur Handgreiflichkeit auswächst, und wenn sie die Sache auch nicht mit Fausthieben und Lanzen betreiben, so tilgen sie sich mit in Gift getauchten Schreibgriffeln aus, zerfleischen sich gegenseitig auf dem Papier, einer schleudert gegen den guten Ruf des andern die tödlichen Pfeile der Zunge.“ So arg ist es gewiss heute nicht mehr, bei den Kirchengeschichtlern auf keinen Fall, bei den Exegeten wahrscheinlich auch nicht, und die schlimmen Erfahrungen des Erasmus, die in seine *Querela Pacis* eingeflossen sind, kann ich persönlich kaum verifizieren, doch ich habe immer wieder die überraschende Erfahrung gemacht – während ich meine Dissertation geschrieben oder in Seminaren unterrichtet habe –, dass mein Blick auf Texte oder theologische Topoi durch meine Lehrerinnen und Lehrer, meine Väter und Mütter gelenkt ist, wie sich bestimmte Gedanken und Lesarten, bestimmte Herangehensweisen immer wieder Bahn brechen, die zu mir gehören, aber nicht von mir stammen. Und selbst über die Lebensgrenze hinweg kommen

in meiner Arbeit *die Ahnen* zu Wort und werden lebendig, nicht einmal in ungebührlichen Loyalitätsbekundungen, sondern in subtilen Prägungen. Und ich glaube noch mehr sagen zu können: Wie wir mit unseren akademischen Nächsten umgehen, mit unseren Nachwuchswissenschaftlern, mit unseren Studenten oder unseren Kollegen, zuletzt aber auch mit uns selber – was wir einander und uns selber abverlangen, unsere Erwartungshaltungen und unser Umgang mit – was für ein Unwort! – anderen Statusgruppen – ist uns zu einem Teil von unseren „Eltern“ eingeprägt worden oder entspringt der Sorge um unser „Erbe“.

Zum dritten und zum Letzten: Worauf zielt eigentlich der Streit? Wenn Jesus Entzweiung ankündigt, erteilt er der Erwartung eines harmonischen Miteinanders zwischen denjenigen, die *ihn* lieben, und denjenigen, die ihre Kinder und ihre Eltern mehr lieben als ihn, eine Abfuhr. „Verstoßen seien auf ewig, verlassen seien auf ewig, zertrümmert seien auf ewig – alle Bande der Natur“, schwört die Königin der Nacht, sollte ihre Tochter den verhassten Zarastro nicht für sie beseitigen. Freilich zeigt sich bei Christus eine ganz andere Pragmatik als in der Arie der gedemütigten, machtversessenen Königin: Dass die Bande der Natur verstoßen, verlassen, zertrümmert seien, ist bei Jesus kaum als Drohung oder gar als kalkulierter Tabubruch zu verstehen, sondern eine alles in allem nüchterne, fast lapidare Feststellung: Wo Jesus kommt, fällt die Entscheidung für oder gegen ihn, da können die festgefügten, sakralen Familienverhältnisse und die eigentlich nicht zu erschütternde Familienarchitektonik ins Wanken geraten. Und – es entstehen *neue* familiäre Konfigurationen: Wer einst nicht zur Familie gehörte, wer vielleicht sogar Feind war, wird zum Bruder, Vater, zur Mutter, Tochter, gehört zum *Oikos*, wird Hausgenosse. Schon allein wegen dieses Verses mag ich das Wort vom Streit nicht stahn lassen, schon allein wegen Jesu letzter Worte in dieser Sache – er spricht vom *Finden des Lebens* – kann nicht die Zwietracht das Ziel seines Kommens sein. Das Herz darf doch Ruhe finden und die Seele Frieden! *Ubi caritas et amor, ibi deus est*, gilt auch für unseren Text. Der Friede schließt aber den Streit, die Aufkündigung und Umkehrung der Familienverhältnisse nicht aus: Der Streit, der sich hier als Streit in der Familie verdichtet, stellt sich notwendigerweise ein, wo Jesus kommt – entgegen den Gewohnheiten, entgegen den bekannten, naturgegebenen Beziehungen und Verhältnissen. Sie stehen auf dem Prüfstand und müssen sich daran messen lassen, ob sie Jesus im Wege stehen oder nicht.

Arbeiten wir ein letztes Mal an unserer Metapher. Ich denke, der Skopus des Textes wäre verfehlt, wenn man aus Jesu Ankündigung ein Plädoyer für eine streitbare Theologie im folgenden Sinne lesen würde: Jenseits der traditionellen Seilschaften, jenseits der engen Grenzen von Diskursen und Sagbarem müsste die Theologin oder der Theologe die Theologie pragmatisch und an Christus ausrichten – besser als die Vorfahren, die Väter und Mütter, solle er oder sie Christum treiben und jene kritisch hinterfragen, denen vielleicht etwas zu verdanken ist und von denen er profitiert hat. Das scheint mir doch zu wenig, denn: Christus möchte den Streit nicht um des Streites willen, er ruft hier nicht zum freien Meinungsaustausch und zur gepflegten theologischen Konversation auf, sondern Schwert, Konflikt, Entzweiung stellen sich notwendigerweise ein, wo wir von Christus ergriffen werden und er sich zeigt.

Wo Jesus kommt, kann es Entzweiung und Dissonanz geben und es zerbricht so manche Bande. Da werden diejenigen zu Hausgenossen, die es gestern nicht waren; werden diejenigen, die nicht zu unserer Familie gehören, Väter und Mütter, Töchter und Söhne.

Wo Jesus kommt, wird einer die vermeintlich natürlichen Loyalitätsverhältnisse und jedes sakrale Familienethos hinterfragen – und prüfen, was gut ist und was Jesus im Weg steht.

Wo Jesus kommt, wird einer die Loyalitäten seiner Kinder nicht ausnutzen.

Wo Jesus kommt, geniert sich keiner vor den Eltern und Kindern, sondern zeigt ihnen gerne auch jedes unfertige Werk.

Wo Jesus kommt, hält keiner die ihm Anbefohlenen klein, lässt sie weiterdenken und Wege beschreiten, die er sich vielleicht nicht zu trauen geht.

Wo Jesus kommt, gibt einer auch denjenigen eine Chance, die nicht zu seinen eigenen Kindern gehören.

Wo Jesus kommt, da schüttelt einer die Ressentiments und Grenzen, die ihm die Eltern vielleicht auferlegt haben, ab und lässt sich auf neue Hausgenossen ein.

Wo Jesus kommt, gibt einer sein Erbe gerne preis und relativiert seine eigenen Ideen, Dogmen und Forschungsergebnisse.

Wo Jesus kommt, wird einer seine eigene Arbeit hintanstellen, um die Seminararbeit seiner Studenten – sei es die zehnte Exegese zur Stellung des Sturms bei Markus, sei es die hundertste Arbeit zum frühen Abendmahlsverständnis Luthers – oder den dritten Entwurf der Dissertation seiner Doktortochter mit Begeisterung und Hingabe lesen, obwohl er von seinen Eltern vielleicht gelernt hat, dass es besser wäre, in die eigene Arbeit zu investieren und sich selbst voranzubringen.

Wo Jesus kommt, wird einer in einer aufgeheizten Kommissionssitzung vom Tisch, an dem seine Väter und Mütter, Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern versammelt sind, aufspringen, die Diskussion unterbrechen, Gott um Frieden und Eintracht bitten und die Gemüter besänftigen.

Wo Jesus kommt, liebe Schwestern und Brüder, ist das alles ganz normal.

Dass er auch zu uns kommt, das gebe Gott.

Und sein Friede, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.

Amen.

Lied nach der Predigt: Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude (eG 66)